

„Mit dem Herzen zu denken“ Eine Frage der semantischen Kompetenz? von Wolfgang Wieser (Innsbruck)

Der Begriff „Korsakow-Syndrom“ bezeichnet eine neuropsychologische Krankheit, deren Symptome der Hirnforscher und Psychologe Ernst Pöppel folgendermaßen zusammenfasst: Patienten, die an diesem Syndrom leiden, „haben ein nahezu unverändertes Gedächtnis für das was sie erlebt haben. Sie können es nur nicht mehr zeitlich einordnen“.¹ Da im gesunden Gehirn die Ereignisse der realen Welt in neurophysiologische Elementarprozesse zerlegt und diese seriell angeordnet und gespeichert werden, verliert der Korsakow-Patient die Fähigkeit, Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge klar zu erkennen. Damit verliert er aber auch sein Erinnerungsvermögen. Die Vergangenheit erscheint ihm als ein chaotisches Gemenge von Ereignisfragmenten, und das verspricht auch für seine eigene Zukunft nichts Gutes. Vom Standpunkt des Sprachforschers hat ein Patient mit Korsakow-Syndrom seine *syntaktische Kompetenz* verloren: die Fähigkeit, Wörter in der Reihenfolge anzuordnen, die dem *Gemeinten* den korrekten *Ausdruck* verleiht. Im gesunden Gehirn erfolgt das Zusammenstellen der Wörter an der richtigen Stelle „unter Kontrolle des gedanklichen Plans durch Benutzung einer Uhr. Die Uhr im Gehirn sorgt dafür, dass alle Instanzen, alle Bereiche im Gehirn, die mit der Zusammenstellung des Wortzuges befasst sind, gleiche Uhrzeit haben, um so im Hinblick auf den Gesamtplan die ihnen zukommenden Aufgaben rechtzeitig erledigen zu können“.²

Das Korsakow-Syndrom scheint somit einen Defekt in der Übertragungskette von Information im Gehirn anzuzeigen; genauer, auf jener Ebene im Zentralorgan, auf der sich die Transformation gespeicherter Information in konkrete Handlungsabläufe des Individuums abspielt. Diese Formulierung deutet an, dass das Bilden von Sätzen – also das „Zusammenstellen von Wörtern an der richtigen Stelle“ – als das Äquivalent einer Handlung angesehen werden muss; ein Zusammenhang, der sich auch daraus ergibt, dass Korsakow-Patienten nicht nur ihre Erinnerung, sondern auch ihre Motivation für jede Form von Aktivität verloren haben.

Die Idee vom Defekt in der Übertragungskette neurologischer Information passt gut in ein umfassenderes Konzept, wonach das, was wir unreflektiert als „Wahrnehmung“ zu bezeichnen pflegen, im Grunde ein komplizierter Konstruktionsprozess ist, durch den Gegenstände und Ereignisse der Außenwelt in Vorstellungen und Empfindungen einer subjektiven Innenwelt transformiert werden. Derartige Transformationsmodelle gehören zu den bevorzugten Themen der modernen Gehirn- und Kognitionsforschung. Von einem prominenten Vertreter dieser Disziplin übernehme ich denn auch die logisch sinnvolle Unterscheidung zwischen einer „äußeren *Realität*“ und einer „inneren *Wirklichkeit*“.³

Aufgrund des enormen Fortschritts in der invasiven wie nichtinvasiven physiologischen Verfahrenstechnik existieren heutzutage bereits recht präzise und detaillierte Vorstellungen darüber, wie Signale aus der Umwelt von Sinnesorganen

als Reize erfasst und einem ersten Verarbeitungsschritt unterworfen werden; wie die Ergebnisse dieser Vorverarbeitung in der Form nervöser Impulsmuster über Nervenfasern in das Gehirn geleitet und dort in die neuralen Netze von Assoziationszentren *integriert* (Jean Piaget hätte gesagt: von neuralen Netzen *assimiliert*) werden. So konstruiert das Gehirn mittels neurophysiologischer Operationen ein Modell jener Wirklichkeit, mit der sich sein Besitzer, das handelnde Subjekt, auseinandersetzt. An Roths Schlussfolgerung führt kein Weg vorbei: „Wahrnehmung ist keine Abbildung, sondern ein handlungsleitendes Konstrukt, das sich bisher vortrefflich bewährt hat.“ Die Bewährung, die Roth hier andeutet, ist die erfolgreiche Rolle, die sämtliche jetzt lebenden Organismen und deren Vorfahren in einem seit rund 3,5 Milliarden Jahren ablaufenden globalen Prozess, der biologischen Evolution, gespielt haben. Dieser Erfolg kann demgemäß mit Fug und Recht, ohne jede Einschränkung, als ein *Triumph der Konstruktion* bezeichnet werden; der Konstruktion von Wirklichkeitsbildern in den Gehirnen von Tieren und Menschen.

Durch die Sprache des Menschen, die vor nicht viel mehr als hunderttausend Jahren ihren ersten Auftritt auf der Bühne der biologischen Evolution gehabt haben dürfte, ist dem Gleichnis von den verschiedenen Ebenen der Wirklichkeit eine weitere Ebene hinzugefügt worden: eine aus Wörtern und Sätzen bestehende Wirklichkeit, die die innere Wirklichkeit der Vorstellungen und Empfindungen eines Menschen symbolhaft repräsentiert. Damit aber nicht genug. Wir verdanken Stanley Cavell, einem scharfsinnigen Kommentator der Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins, das schöne Bild von der Sprache als einer *Lebensform*. Vom Standpunkt unseres heutigen Wissens würde ich sagen: einer Lebensform, die die innere Wirklichkeit des Sprechenden in demselben Sinne repräsentiert wie ein lebender Organismus den Text seines Genoms: „Solange du nicht in die Lebensform eingeweiht bist, die diesen Worten den Inhalt und die Form verleihen, die sie in unserem Leben haben, kannst du mit den Worten nicht machen, was wir mit ihnen machen.“⁴ Sowohl im Falle des Verhältnisses zwischen Phänotyp (Organismus) und Genotyp (genetischem Programm) wie in dem von Sprache und Gehirn haben wir es mit zwei Ebenen der Wirklichkeit zu tun, die durch einen *Entwicklungsprozess* miteinander verbunden sind; und in beiden Fällen sind die äußeren Bedingungen, unter denen sich die Entwicklung vollzieht, von entscheidender Bedeutung für das schließlich zustande kommende Produkt.

Die Sprache als Lebensform gewinnt ihren spezifischen Charakter in strenger Abhängigkeit von der Entwicklung des Gehirns des Neugeborenen sowie von dessen sozialem Milieu. Darüber hinaus bestimmt sie aber auch die weitere Entwicklung des heranwachsenden Individuums. Dies ist deshalb möglich, weil im Alter von fünf bis sieben Jahren die grundsätzlichen Strukturen der Muttersprache im kindlichen Gehirn bereits festgelegt sind, dessen kognitive und emotionale Entwicklung sich jedoch noch viele Jahre, bis über die Pubertät hinaus, fortsetzen wird. Das heißt, dass Menschenkinder eine Muttersprache nicht nur *erlernen*, sondern auch in sie *hineinwachsen* und im weiteren Verlauf des Geschehens von ihren Inhalten und Strukturen *geprägt* werden. So folgt die Entwicklung des Sprachvermögens dem Muster der Entwicklung des Nervensystems, in

dessen Leistungen ja die Verhaltensweisen des Sprechens und Schreibens (sowie anderer symbolhafter Ausdrucksweisen, wie die der Kunst) wurzeln. Jean Piaget hat darauf hingewiesen, dass das Nervensystem des Embryos seine Organisation den zu dieser Zeit aktiven organischen Regulationsprozessen verdankt, während im erwachsenen Organismus das dann voll entwickelte Nervensystem selbst die Hauptquelle einer Reihe weiterer Regulationsprozesse ist.⁵

Unter diesem Blickwinkel betrachtet, erhält das Phänomen der natürlichen Sprache eine ganz andere Qualität als die eines Übersetzungsprogramms. Als „Lebensform“ besitzt die Sprache der Menschen – vergleichbar dem adulten Organismus – ein hohes Maß an inhaltlicher Autonomie. Sie ist, was die Darstellung der äußeren Realität und der inneren Wirklichkeit betrifft, zwar nicht völlig frei, aber doch nicht so eingeschränkt, wie zum Beispiel der genetische Code, durch den jedem Nukleotidentriplett eine bestimmte Aminosäure und damit eine bestimmte Rolle im Stoffwechselgeschehen der Zelle zugeordnet wird. In diesem Vergleich klingt an, dass sich zwischen den sprachlichen Gebilden und den Gegenständen oder Vorstellungen, die sie zu repräsentieren scheinen, eine Kluft auftut, die entweder als ein Abgrund von Ungenauigkeit und Unsicherheit, oder aber als die Lizenz zur schöpferischen Gestaltung empfunden werden kann. Obwohl es eine Reihe von Indikatoren und Kriterien gibt, mit denen die Übereinstimmung zwischen Gegenstand und Konstrukt, zwischen Idee und Werk geprüft werden kann, bleibt, was die Genauigkeit der Repräsentation betrifft, genügend Spielraum für Skepsis und Zweifel. Vor allem gilt dies für jene Bereiche der menschlichen Kreativität, für die weder die Realität der Dinge und Ereignisse noch die Wirklichkeit der Empfindungen und Vorstellungen ausreichend Information bereithält, um das Produkt – ein wissenschaftliches Modell, ein Kunstwerk, eine Denkfigur – auf seine Übereinstimmung mit irgend etwas in einer anderen Wirklichkeit prüfen zu können. Wahrscheinlich gilt diese Einschränkung für den größten Teil der Themen, über die Menschen sprechen. Fast alle Ereignisse der alltäglichen Realität sind zu unübersichtlich und zu komplex, fast alle inneren Vorstellungen zu diffus und zu unbestimmt, als dass eine rationale Analyse möglich wäre oder sich lohnen würde. Also werden Spekulationen angestellt und Geschichten erzählt. In seiner *Natur- und Kulturgeschichte von Psyche, Geist und Bewußtsein* zitiert der Psychiater Hartmann Hinterhuber folgende von Ludwig Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* gestellte Frage:⁶

„Woran glaube ich, wenn ich an eine Seele im Menschen glaube?“

Was und wie soll man darauf antworten? Ganz augenscheinlich hängt dies davon ab, wie man ‚Seele‘ definiert, und da es fast so viele Definitionen gibt wie Personen, die über dieses Problem nachgedacht haben, kann es auch keine eindeutige Antwort geben. Das ist wohl auch der Grund, warum die Frage den Eindruck erweckt, irgendwie bedeutsam und tiefgründig zu sein. Sie zu stellen, signalisiert die Bereitschaft, sich an der Lösung eines Rätsels zu versuchen, an dem bisher noch jeder gescheitert ist. Dementsprechend wird einer, der eine Lösung des Rätsels verspricht, bei seinen Auftraggebern und

Zuhörern entweder mit hoffnungsvoller Erwartung oder mit Skepsis zu rechnen haben. Immanuel Kant, die meistzitierte Autorität in solchen Angelegenheiten, sprach von der Idee der Seele, welche die Idee einer unbedingten, allen unseren Vorstellungen zugrunde liegenden Einheit des denkenden Subjekts sei.⁷ Demnach wäre die Seele also identisch mit dem, was andere Philosophen das „Ich“ oder „Selbst“ nennen, eben die Einheit des denkenden Subjekts. Ist man andererseits vom engen Zusammenhang zwischen Geist und *Gehirn* überzeugt, dann wird man sich auf der Suche nach dem Wesen der Seele auch am empirischen Wissen über die Funktionen des Zentralnervensystems orientieren müssen. Die Vertreter einer als „Neurophilosophie“ bezeichneten philosophischen Richtung werden es für notwendig erachten, ihre Vorstellungen von mentalen Phänomenen auf den jeweils aktuellen Wissensstand der Neurobiologie abzustimmen.⁸ Allerdings, je größer das empirische Wissen, desto weniger ausgeprägt ist das Bedürfnis, die schrumpfenden Räume des Nichtwissens mit Worten zu füllen, deren ausschließliche Funktion der Verweis auf ein *Geheimnis* zu sein scheint, *auf einen prinzipiell unzugänglichen Bereich der menschlichen Existenz*. Das Angebot ist groß, man braucht nur zu wählen: Geist, Seele, Psyche, Anima, Ich, Selbst, Individualität, Persönlichkeit und so weiter. Sich auf eine bestimmte Wortbedeutung festzulegen, ist wenig aussichtsreich, denn mit großer Wahrscheinlichkeit wird bei der nächsten Runde des hier skizzierten epistemischen Spieles der philosophische Partner wieder eine Figur verlieren. Eine endgültig sinnvolle Antwort auf Wittgensteins Frage rückt in immer weitere Ferne.

Kurz und gut, ab dem Moment, in dem wir Spiele mit Worten zu spielen beginnen, über deren Bedeutung kein Konsens erzielt werden kann, wird uns bewusst, dass wir tatsächlich in einem Labyrinth agieren. „Wir fangen an, oder sollten es tun, voller Entsetzen zu spüren, dass Sprache (Verstehen und Wissen) möglicherweise auf sehr zerbrechlichen Fundamenten ruht – auf einem dünnen Netz, gespannt über einem Abgrund. (Das ist zweifellos der Grund, weswegen Philosophen absolute ‚Erklärungen‘ für sie anbieten.)“⁹

Nun kann mit dem „zerbrechlichen Fundament“ der Sprache auf höchst unterschiedliche Weise umgegangen werden. Ein berühmt gewordenes Beispiel bietet *Der Brief des Lord Chandos* von Hugo von Hofmannsthal, an dessen hundertsten Geburtstag (er ist im Oktober 1902 in der Berliner Zeitschrift *Der Tag* erschienen) sowohl ein Symposium der Hofmannsthal-Gesellschaft in Wien als auch die Herausgabe eines Bandes fiktiver Antwortbriefe im S.-Fischer-Verlag erinnert. In den Begleittexten zum Wiener Symposium sowie im Vorwort zum Jubiläumsband wird der Chandos-Brief als „Schlüsseltext“ und „Gründungsurkunde“ der Moderne bezeichnet; als ein „sprachliches Kunstwerk von ungeheurer Wirkung“; als „a manifestation of an existential and linguistic skepticism that has shaped the literature of the twentieth century“.

In dem von Hofmannsthal erfundenen Brief versucht Philipp Lord Chandos seinem ehemaligen Mentor Francis Bacon zu erklären, warum seine so erfolgreiche literarische Betätigung seit zwei Jahren völlig zum Erliegen gekommen ist. Er bittet den väterlichen

Freund zu verstehen, dass ihn „ein ebensolcher brückenloser Abgrund von den scheinbar vor mir liegenden literarischen Arbeiten trennt, als von denen, die hinter mir sind und die ich, so fremd sprechen sie mich an, mein Eigentum zu nennen zögere“.¹⁰

Die Tatsache, dass diesem Bekenntnis noch hundert Jahre später in literarischen und philosophischen Kreisen so große Aufmerksamkeit geschenkt wird, deutet darauf hin, dass man von Anfang meinte, in ihm die ersten Umrisse jener Probleme der Sprache erkennen zu können, die im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts durch den Konstruktivismus, durch Philosophen wie Wittgenstein, Ludwik Fleck, Thomas Kuhn und Stanley Cavell, durch Linguisten wie Ferdinand de Saussure, Benjamin Whorf und Noam Chomsky, zu einem zentralen Thema der westlichen Philosophie geworden sind. Philipp Chandos erfährt den Zweifel, der die Transformation von Gegenständen und Vorstellungen in die Lebensform der Sprache begleitet, als existenzielles Problem, ja als Katastrophe. Er wird der „Zerbrechlichkeit des Fundaments der Sprache“ gewahr, lange ehe dieses Bild zu einer philosophischen Metapher wurde. In einer Schlüsselstelle seines Briefes scheint Chandos die implizite Problematik von Wittgensteins weiter oben zitierter Frage „Woran glaube ich, wenn ich an eine Seele im Menschen glaube?“ nicht nur vorwegzunehmen, sondern auch an ihrer Unbeantwortbarkeit zutiefst zu leiden:

Ich empfand ein unerklärliches Unbehagen, die Worte „Geist“, „Seele“ oder „Körper“ nur auszusprechen. Ich fand es innerlich unmöglich, über die Angelegenheiten des Hofes, die Vorkommnisse im Parlament oder was Sie sonst wollen ein Urteil herauszubringen [...] Die abstrakten Worte, deren sich die Zunge naturgemäß bedienen muß, um irgendwelches Urteil an den Tag zu geben, zerfielen mir im Munde wie modrige Pilze.

Gerade dieser letzte, so häufig zitierte Satz hat die Deutung des Chandos-Briefes als ein frühes Dokument des in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts populär gewordenen philosophischen Konstruktivismus beflügelt.

Dieser Interpretation möchte ich hier eine Alternative gegenüberstellen, indem ich an das zu Beginn dieses Essays erwähnte „Korsakow-Syndrom“ anknüpfe. Während dieses Syndrom den Verlust oder die Verminderung der *syntaktischen Kompetenz* des Patienten nahelegt, läßt die Diskussion über die Brüchigkeit der Sprache an die Möglichkeit denken, dass auch die Fähigkeit, inneren Vorstellungen und Empfindungen durch Wörter und Sätze eine jeweils präzise Bedeutung zu verleihen, drastisch eingeschränkt werden kann. Tatsächlich hat der Hirnforscher Carl Wernicke im 19. Jahrhundert eine Form von Aphasie beschrieben, die bei Störungen in der Schläfenregion des Gehirns auftritt. Ernst Pöppel beschreibt diesen alten Befund und die in neuerer Zeit festgestellten medizinischen Konsequenzen folgendermaßen:¹¹

[Der von Wernicke identifizierte Bereich] liegt in unmittelbarer Nachbarschaft zur sogenannten Hörrinde, das ist jener Bereich, in dem die akustische, von den Ohren kommende Information im Großhirn verarbeitet wird. Patienten mit Verletzungen

im sensorischen Sprachzentrum erscheinen hinsichtlich der Verständlichkeit ihrer eigenen Sprache oder der grammatikalischen Konstruktion ihrer gesprochenen Sätze völlig normal. Auffallend ist aber, daß die Bedeutung ihrer Aussagen große Störungen aufweist. Einzelne Wörter sind falsch gewählt, manchmal werden sogar neue Wörter erfunden, und das Ganze ergibt meist keinen Sinn. Wenn man nicht so genau hinhört, was die Patienten sagen, mag man den Eindruck haben, alles sei in Ordnung. Beim genauen Hinhören merkt man jedoch, daß zwar viel geredet, aber wenig gesagt wird. Bei Störungen in diesem Gehirnbereich ist also die semantische Kompetenz eingeschränkt. Daraus ziehen wir den Schluß, daß im gesunden Gehirn normalerweise dieser Ort dafür benötigt wird, dem Gesprochenen auch eine Bedeutung zu geben.

Vielleicht hat also Philipp Lord Chandos erstmals das Schwinden seiner *semantischen Kompetenz* registriert und begriffen, was dies für ihn bedeutet. Gerade für ihn, einen empfindsamen Geist, der gewohnt war, seinen inneren Vorstellungen eine literarische Form zu geben, die von anderen geschätzt und bewundert wurde. Eine psychische Katastrophe kündigt sich an. „Es überkam mich [...] das Gefühl furchtbarer Einsamkeit; mir war zumut wie einem, der in einem Garten mit lauter augenlosen Statuen eingesperrt wäre; ich flüchtete wieder ins Freie.“ Dieses „Freie“ ist ‚Freiheit‘ insofern, als sich Chandos nicht mehr genötigt fühlt, in der Wirklichkeit der Sprache nach einer rationalen ‚Entsprechung‘, nach einer Bedeutung – oder gar ‚Wahrheit‘ – von irgendetwas (das ihm Schritt um Schritt entgleitet) suchen zu müssen. Vielmehr darf er sich nun mit Gelassenheit dem Gefühl hingeben, seiner ersten Natur wieder in Harmonie verbunden zu sein:

Es erscheint mir alles, alles, was es gibt, alles, dessen ich mich entsinne, alles, was meine verworrensten Gedanken berühren, etwas zu sein. Auch die eigene Schwere, die sonstige Dumpfheit meines Hirnes erscheint mir als etwas; ich fühle ein entzückendes, schlechthin unendliches Widerspiel in mir und um mich, und es gibt unter den gegeneinanderspielenden Materien keine, in die ich nicht hinüberzufliegen vermöchte. Es ist mir dann, als bestünde mein Körper aus lauter Chiffren, die mir alles aufschließen. Oder als könnten wir in ein neues, ahnungsvolles Verhältnis zum ganzen Dasein treten, wenn wir anfangen, mit dem Herzen zu denken.

Anmerkungen

¹ E. Pöppel: Grenzen des Bewußtseins. Frankfurt am Main: Insel Verlag 1997 (1985), S. 53.

² Ebenda.

³ G. Roth: Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 1997 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft Nr. 1275); G. Roth: Fühlen, Denken, Handeln. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag 2001.

⁴ S. Cavell: Die Unheimlichkeit des Gewöhnlichen. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2002, S. 208.

- ⁵ J. Piaget: *Biologie und Erkenntnis*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1983 (1967), S. 28.
- ⁶ H. Hinterhuber: *Die Seele. Natur- und Kulturgeschichte von Psyche, Geist und Bewußtsein*. Wien: Springer-Verlag 2001, S. 129.
- ⁷ Ebenda.
- ⁸ P. M. Churchland: *Die Seelenmaschine*. Heidelberg: Spektrum Akad. Verlag 1997.
- ⁹ Cavell (Anm. 4), S. 201.
- ¹⁰ Hier und im folgenden zitiert nach: Hugo von Hofmannsthal: *Gesammelte Werke*. Band II. Berlin: S. Fischer Verlag 1924.
- ¹¹ Pöppel (Anm. 1), S. 140.

